

Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine „Schottische Sinfonie“

Es ist noch gar nicht solange her, daß es als selbstverständlich für den ehrenfesten musikalischen Fortschrittsmann galt, bei der Erwähnung Mendelssohns gering-schätzig, überlegen zu lächeln. Und so mancher Bildungsphilister fühlt sich heute noch dazu verpflichtet. Im allgemeinen aber darf man jetzt von einem Umschwung sprechen, der sich teils aus einer durch die zunehmende historische Distanz erwachsenen Objektivität, teils aus einer gewissen inneren Verwandtschaft unserer Zeit mit der Mendelssohns erklärt. Es kann für den aufmerksamen Beobachter gar keinem Zweifel unterliegen, daß wir uns wieder einer stark formalistisch empfindenden Epoche nähern, daß wir Reinheit und Ebenmaß der Form mehr als die letztvergangenen Jahrzehnte würdigen und daher auch die Reize klarer, kunstvoll ornamentierter melodischer Konturen besser zu schätzen wissen. Verbindet sich mit diesen Vorzügen ein so zartes, poetisches Empfindungsvermögen und ein so feinkultivierter instrumentaler Farbensinn wie bei Felix Mendelssohn, so haben wir alle Ursache, die harmonische Ordnung dieser Gabe zu bewundern und die damit verbundenen Schwächen einer gelegentlichen Flachheit oder schwärmerischer Sentimentalität als Zeitingredienzien mit in Kauf zu nehmen.

Nietzsches Auffassung, die den „apollinischen Meister“ Mendelssohn als den „schönen Zwischenfall der deutschen Musik“ bezeichnet, läßt auf einen unendlichen Reichtum der deutschen Musik, in der neben Beethoven — als dem Gipfel der Entwicklung der Musik — auch solche Ausgewählte Platz haben, die die Synthese des musikalischen Kunstwerkes vollständig beherrscht und vergeistigt haben. Und dazu gehört auch Mendelssohn. Genie oder Epigone? Man weiß die Antwort: der seltene Mensch (und das war Mendelssohn als solcher unbedingt) war auch der seltene Meister. Widerspruchsvoll ist das Wesen dieses Genies. Es bleiben Lücken, die nicht bewiesen werden können. Und andere brauchen gar nicht bewiesen zu werden. Auch in der Kunst hat nur das Lebende recht. Und daß Mendelssohn neben den andern Großen in der Musik zu den Lebenden, den immer noch Lebenden zählt, dies beweist die Zeit, die uns in gewissem Sinne von einer „Mendelssohn-Renaissance“ sprechen läßt.

Felix Mendelssohns künstlerische Gesamterscheinung läßt sich nicht ausschließlich aus seinem musikalischen Schaffen be-

urteilen, denn sein Wesen erschöpfte sich keineswegs im rein Musikalischen. Man muß seinem Leben nachspüren, muß vor allem seine feinen, sprachlich gepflegten Briefe kennen, um das Umfassende seines Geistes und seiner Bildung, das wirklich Kulturvolle seiner sympathischen Gesamterscheinung zu erkennen. Es ist durchaus begreiflich, daß gerade *Nikisch* mit seiner feinen Witterung für ästhetisches Aristokratentum und auf Grund der in ihm selbst pulsierenden Wärme eines hochgestimmten, reinen, gütigen und großen Menschentums sich zu seinem großen Gewandhausvorgänger Mendelssohn hingezogen fühlte. Und heute — wo längst der von *Richard Wagner* gegen Mendelssohn geschleuderte Bannfluch unwirksam geworden — liegt gar kein Anlaß vor, den *Sinfoniker Mendelssohn* wie ehemals auf halbe Ration (neben seinen genialen Konzert-Ouvertüren, der niemals wieder geschriebenen „Sommernachtstraum“-Musik u. a.) zu setzen oder ihm den gebührenden Platz überhaupt vorzuenthalten. Dieser Platz ist durchaus benachbart demjenigen der Großmeister der *deutsch-romantischen Musik*. Denn es bedeutet zweifelsohne eine Unterschätzung Mendelssohns, wenn man an seinen Sinfonien immer nur die Flüssigkeit und Formglätte, die weltmännische Verbindlichkeit und Gewandtheit seiner Diktion hervorhebt und sich dabei der Tatsache verschließt, daß zu den großen formalen Vorzügen dieser Werke sich im allgemeinen eine starke Leidenschaftlichkeit und Naturempfindung, eine passionierte Liebe zu künstlerischer Wiedergabe feinhörig aufgenommener Volksgefühle, eine empfindsame, in Schwingungen versetzte Poesie und im besonderen eine ganz meisterliche und eigenartige Behandlung des Orchesters gesellen.

Dies alles gilt besonders von der „Schottischen Sinfonie“ (Nr. 3, A-Moll, op. 56), in der Mendelssohn abermals in den Stimmungskreis seiner „Hebriden“-Ouvertüre — er sammelte ihn als Jüngling gelegentlich einer ausgedehnten Englandfahrt im schottischen Hochlande und an der zerklüfteten Fjordküste — eintritt und die in allen vier Sätzen eine Fülle warm empfundener, geist- und gemütvoller Musik enthält: einer Musik, die freilich von einer wohlgepflegten Straße nicht abwegig in die Unwirklichkeiten der Experimente führt, die aber auch in ihrem Wege Gelegenheit zu besonders pittoresken Ausblicken nicht selten findet.